

Der Hammer
Die Zeitung der
Alten Schmiede
Nr. 104, 11.19

Literatur
im Herbst
22.-24. 11.
2019

Das Programm im Odeon S.8

Der utopische Raum

Ilija Trojanow

Alle Wege führen durch Utopia
*Eine essayistische Annäherung
an die Zukunft* S.2

Lorenzo Marsili &
Niccolò Milanese
Die Zivilgesellschaft
ermächtigen S.4

Marc Augé

Anthropologie als
Humanismus S.5

*Eine Weltkarte ohne Utopie ist keines
Blickes wert, denn sie unterschlägt die
Küste, an der die Menschheit immerwie-
der anlandet. Und wenn die Menschheit
dort angekommen ist, schaut sie in die
Ferne, und wenn sie ein besseres Land
sieht, setzt sie die Segel. Fortschritt ist
die Verwirklichung von Utopien.*

*Oscar Wilde, Der Sozialismus und die
Seele des Menschen*



Ilija Trojanow

Alle Wege führen durch Utopia

Eine essayistische Annäherung an die Zukunft

Die Zukunft steht gerade auf wackligen Füßen. Wir leben in politisch lethargischen Zeiten. Alles ist gut, aber nichts wird gut sein – so denken nicht wenige von uns in Mitteleuropa, besorgt um den Verlust dessen, was wir heute noch haben. Zur Ablenkung ergötzen wir uns an Dystopien, an Endzeitvisionen, die an Plausibilität gewinnen, je apokalyptischer sie daherkommen. Ob in der Romantrilogie *Die Tribute von Panem* oder in der Fernsehserie *The Walking Dead*, in populären Fiktionen wird brutal ums nackte Überleben gekämpft. So schlimm ist es bei uns dann doch nicht, entfährt uns ein behaglicher Seufzer. Eine erleichterte Flucht ins erfundene Grauen, damit wir den wirklichen Kämpfen, etwa gegen die Klimakatastrophe, aus dem Weg gehen können. Gerade jene, die das Privileg haben, keinen existentiellen Überlebenskampf führen zu müssen, lassen sich von Dystopien einlullen.

Sollten Sie diesen Befund nicht teilen, sollten Sie tatsächlich überzeugt sein, dass wir auf eine lichte Zukunft blicken, weil wir sie in unseren Plänen vorwegnehmen und mit unseren Handlungen anstreben, dann wird Sie dieser Essay nicht interessieren.

Sollten Sie aber – so wie ich – die geistige und politische Paralyse, die sich in der vielfältigen Dominanz dystopischen Denkens und apokalyptischer Visionen äußert, für gefährlich halten, dann wird Sie vielleicht interessieren, dass ich eine Lösung anbieten möchte, die zwar nicht neu ist, aber unbedingt wiederbelebt werden sollte: das utopische Denken.

Je größer die drohende Katastrophe, desto mickriger die Alternativen, so scheint es momentan, und unser Denken fällt dementsprechend recht klein und eng aus. Es mangelt nicht an Wissen über das, was in der Welt vorgeht. Niemand würde ernsthaft behaupten, es sei vernünftig, die Umwelt zu zerstören, Menschen zu entwurzeln, Ungerechtigkeiten zu vertiefen, Kriege zu entfachen. Auch sind überall auf der Welt engagierte Menschen mit der Ausarbeitung und Umsetzung konkreter Alternativen beschäftigt. Und trotzdem geht das Bewusstsein für die sich zuspitzenden sozialen und ökologischen Probleme und die Notwendigkeit ihrer Lösung viel zu oft einher mit Verzweiflung und Lähmung, vor allem bei jenen, die Nutznießer des globalen Ungleichgewichts sind, bei den Privilegierten (dazu gehören wir alle). Im politischen Diskurs herrscht das perfide Dogma der Alternativlosigkeit. Ausgerechnet jene Prinzipien, die die Katastrophendynamik beschleunigen – Profit, Wachstum und Machtkonzentration –, gelten als heilig. Und trotz offenkundiger Mängel wird die freie Marktwirtschaft als einziges effizientes Modell menschlichen Zusammenlebens präsentiert.

»Kann das sein?«, fragt sich seit je die Utopie. Kann es sein, dass das Vorherrschende die einzig mögliche Realität ist? Zeichnet die Menschheitsgeschichte nicht ein ganz und gar anderes Bild? Sind die weißen Flecken der geistigen Landkarten nicht auf erstaunliche Weise, oft nur eine Generation später, mit neuen, überraschenden Inhalten gefüllt worden? Und wenn wir schon bei Landkarten sind: Ein Blick in einen der vielen gerade populären Sammelbände offenbart, wie völlig unterschiedlich die Darstellung der Erde ausfallen kann (wenn man bedenkt, dass nicht nur die Festlegung von Norden und Süden erst im späten Mittelalter erfolgte und willkürlich war, sondern dass auch die Übersetzung

von Kugel in Fläche in etwa so schwierig ist wie jene von Vision in Realität).

»Erehwon« lautet der Name einer literarischen Utopie des britischen Autors Samuel Butler. Ein sinnfreier Kunstname, denkt man, bis man das Wort von hinten nach vorn liest und ein *nowhere* sichtbar wird, ein Nicht-Ort, beschworen mit der kreativen Kraft der Phantasie. Das utopische Verfahren wird deutlich: Die herrschenden Verhältnisse werden auf den Kopf gestellt, umgestülpt, die letzten Buchstaben werden die ersten sein, was im vertrauten Alltag gilt, ist im Gedankenexperiment außer Kraft gesetzt. Utopia ist somit viel mehr als eine Insel der Seligen, auf der Frieden und Gleichheit herrschen und Bildung als höchstes Gut gilt, Utopia ist die Vorwegnahme von Veränderung im Reich der Imagination, Utopia provoziert das freieste Denken, um Alternativen zu ersinnen.

Insofern ist der seit 1989 so oft verkündete »Untergang der Utopien« ein Totengraberlied, das alle Träume begraben will, um universelle Friedhofsruhe durchzusetzen. Begleitet von der unbeweisbaren Behauptung, die Schrecken des 20. Jahrhunderts wären die Folge utopischen Denkens, obwohl man mit weitaus besseren Argumenten althergebrachte Mechanismen wie autoritäre Hierarchie, fanatischen Nationalismus, Rassismus, Nepotismus und exterminatorischen Imperialismus für den verheerenden Staatsterror verantwortlich machen könnte. Utopisches Denken war den Nazis nie gegeben, Lenin war ein wendiger Pragmatiker, der schon Ende 1917 feststellte: »Wir sind keine Utopisten ... wir wollen die sozialistische Revolution mit den Menschen, wie sie gegenwärtig sind, den Menschen, die ohne Unterordnung, ohne Kontrolle, ohne Aufseher und Buchhalter nicht auskommen werden.« Und Karl Marx und Friedrich Engels haben den »utopischen Sozialismus« zum Schimpfwort erhoben. Konservative und Liberale halten Utopien für gefährlich und extremistisch, behaupten, sie seien irrational und führten zu Gewalt. Dieser Vorwurf basiert auf einer Verwechslung von Utopie und Ideologie. Anhand der oft zitierten Überlegungen Karl Poppers aus *Utopie und Gewalt* kann man den Trugschluss gut aufzeigen: »Zwischen differierenden utopischen Zielsetzungen kann es keinen Kompromiss geben. Der Einsatz von Gewaltmethoden zur Unterdrückung konkurrierender Zielsetzungen wird erforderlich.« Hier meint Popper Ideologie, denn diese pocht auf Deutungshoheit, Utopie hingegen auf die Befreiung der Fantasie aus ihrer auferlegten Unmündigkeit. Weiter heißt es bei Popper: »Arbeite lieber für die Beseitigung konkreter Übel als für die Verwirklichung abstrakter Güter.«

Das ist ein schematischer Gegensatz, der Motivation und Vorgehen verwechselt. Es ist schwer vorstellbar, dass unzählige Menschen Tag und Nacht rackern und die Gesellschaft enorme Mittel aufbringt, um eine kleine konkrete Verbesserung zu erzielen, z.B. um einen innovativen Sporthelm oder einen besseren Schienbeinschoner zu erfinden. Das utopische Ziel der Raumfahrt hingegen inspirierte eine Vielzahl von technischen Neuerungen, so auch Polster für die Sitze im Raumschiff (das sind die Kleinigkeiten, an die Science-Fiction-Autoren selten denken), die in vielen Bereichen eine praktische Anwendung gefunden haben. So auch im Sport. Baseball-Spieler etwa werden bei einem Aufprall durch einen Helm mit einer solchen Polsterung geschützt.

Diese einflussreiche Kritik am utopischen Denken ist zeitbehaftet. Nach dem Zweiten Weltkrieg sehnten sich Denker wie Popper verständlicherweise nach einer kleinen bescheidenen Parzelle



Glück und Frieden. Das einzige, was den Menschen damals möglich erschien, war »das Leben etwas weniger furchtbar zu machen, und etwas weniger ungerecht.« Die Gegenwart war so schrecklich, die Lebenden sollten nicht mehr zugunsten der Kommenden benachteiligt werden. »Keine Generation darf künftigen Generationen zuliebe geopfert werden.« Die Lage hat sich völlig umgedreht. Das Kap der Guten Hoffnung ist zu Spitzbergen geworden, Grönland zu Australien. Durch den ökologischen Kahlschlag opfern wir zukünftige Generationen dem parasitären Wohlergehen der heute Gedeihenden. Wenn Popper der Utopie misstraute, weil sie im Interesse der Zukunft handele, so ist heute der herrschenden Alternativlosigkeit zu misstrauen, weil sie die Gegenwart auf Kosten der Zukunft privilegiert.

Aber was ist das Utopische? Neulich hatte ich einen Disput mit einer Politikwissenschaftlerin, die gerade die Unmöglichkeit einer Definition von Utopie als Kapitulationserklärung hisste – sie selbst habe deswegen einen Essay zu diesem Thema aufgegeben. Es könnte sein, dass gerade das Diffuse dieses Begriffs seinen Wert ausmacht, die Vielfalt an möglichen Denkformen, die Verknüpfung von Ziffern und Zeichen mit Erträumungen. Die Unterwanderung des Quantifizierbaren durch die Fantasie. Nun könnten Sie einwenden, das seien Spinnereien, Sie könnten den deutschen Altbundeskanzler Helmut Schmidt zitieren: »Wer Visionen hat, sollte zum Arzt gehen.« Ich würde entgegnen, die Utopie ist schon in uns, sie ist der handfeste Stoff, aus dem Träume gewoben werden. Das Utopische ist ein Samen in jedem Menschen, aber auch eine historische Erfahrung.

Was seit Anbeginn der Moderne utopisch genannt wird, war einst gelebte Wirklichkeit, mal als Ausnahme, mal als Regel, mal in einer Nische oder Oase, mal auf den weiten Prärien der Selbstverständlichkeit. Utopien erwachsen aus unserem kollektiven Gedächtnis. Die längste Zeit lebte die Menschheit in egalitären Gesellschaften, in denen es keine institutionalisierte Autorität gab, sondern die Rolle des Anführers oder der Anführerin – es handelte sich in alten Zeiten nicht selten um Matriarchate – an die Weisen, die Intelligenten, die Charismatischen ging. Jüngste Ausgrabungen in China, Niger, Pakistan, Peru und Mali belegen, dass sich in den frühesten Zivilisationen keine Spuren zentralisierter Macht finden, keine architektonischen Manifestationen von Herrschaft und Unterwerfung, obwohl es bereits Arbeitsteilung und Spezialisierung gab. In einigen der ältesten religiösen Traditionen, im Judentum wie auch im Taoismus, wird das Gemeineigentum (heute würden wir *commons* dazu sagen) propagiert. Und die christliche Urgemeinde war eine Solidargemeinschaft gleichgestellter, freier und geschwisterlich verbundener Menschen. Selbst noch im Mittelalter herrschte eine dörfliche Ordnung der Allmende vor, so wie heute noch in Afrika, weswegen es den Investoren, die dort *land grabbing* im großen Stil betreiben, leichtfällt, kommunales Land spottbillig zu erwerben, indem sie die Dorfvorsteher bestechen.

Auch hehre Ziele unterliegen einer Konjunktur. Mal sind sie verwirklicht, mal verwirkt. Die Sklaverei der Antike verschwand im Mittelalter in Europa fast völlig, bis durch die »Entdeckung« Afrikas neue Rohstofflieferanten und aufgrund der Plantagen der Americas neue Märkte entstanden. Sklaverei wurde so selbstverständlich wie heute die Container-Schifffahrt. Und als Ende des 18. Jahrhunderts in England, in einer Epoche gewaltiger Umbrüche mit starkem utopischen Destillat (die Amerikanische Revolution, die Französische Revolution) die Sklaverei in Frage gestellt wurde, beteiligten sich an diesem neuen ethischen Bekenntnis nur wenige, denn der transat-

lantische Sklavenhandel war für Großbritannien sehr profitabel. Er sicherte Arbeitsplätze, er ermöglichte Vermögen, er garantierte Konsumgüter. Er war daher gerechtfertigt. Kommt Ihnen diese Argumentation bekannt vor?

Die frühen Opponenten wurden vor allem durch religiöse Überzeugungen motiviert. Viele waren Quäker, gesellschaftlich marginalisierte Sektierer also, die wegen ihres festen Glaubens an Gleichheit als Fanatiker angesehen wurden – als gefährliche Utopisten. Sie wurden aus dem öffentlichen Dienst verbannt, sie hatten wenig Einfluss. Einige Jahrzehnte später war aus einigen einsamen Rufnern in der grünen englischen Wüste eine Bewegung entstanden, die nach einem fünfzigjährigen politischen Kampf im Sommer 1833 zu einem Gesetz zur Abschaffung der Sklaverei im gesamten britischen *Empire* führte. Der Kampf um die Gleichberechtigung der Frau, die wohl größte und wichtigste Utopie, entwickelte sich in den USA aus der abolitionistischen Bewegung, weil Frauen, die jahrelang durch die Lande tourten, um Reden gegen die Sklaverei zu halten, sich durchsetzen mussten, überhaupt sprechen zu dürfen. Die *World Anti-Slavery Convention* verweigerte etwa den weiblichen Delegierten 1840 die Akkreditierung! Die Aktivistinnen, die oft radikaler waren als ihre männlichen Mitstreiter, denn sie forderten ein sofortiges, nicht ein graduelles Ende der Sklaverei, begannen, sich auch für Frauenrechte einzusetzen. Mit Stimme und Stift sammelten sie praktische Erfahrungen, organisierten und dozierten. Die Diskriminierung, der sie ausgesetzt waren, veranlasste sie, sich zusammenzuschließen, zu einer eigenständigen Emanzipationsbewegung. Ein wunderbares Beispiel für Karl Mannheims Interpretation von Utopien als Triebkräfte sozialer Bewegungen. Liest man heute die Reaktion der damaligen Pro-Sklaverei-Lobby oder Anti-Frauenrechtslobby, so staunt man, wie sehr die Vorwürfe der Gegner strukturell jenen ähneln, die heute angeführt werden, wenn es um dringende notwendige sozio-ökologische Transformationen geht.

Immer wieder wurde »Utopismus« als Vorwurf vorgetragen. Rousseaus Gesellschaftstheorie, die heute in jeder Schule und an jeder Universität gelehrt wird, geriet in Utopieverdacht, ebenso Kants Schrift *Zum Ewigen Frieden*. Die Idee eines liberalen Rechtsstaats galt den Konservativen noch Mitte des 19. Jahrhunderts als utopisch, in Südafrika die Emanzipation der Nicht-Weißen. Als ich als Student in München in den achtziger Jahren davon sprach, dass die Diktaturen des Ostblocks eines Tages mit Sicherheit zusammenbrächen, vielleicht nicht morgen, aber spätestens übermorgen, wurde ich als weltfremder Träumer belächelt. Utopisten sind jene, die das Udenkbare aussprechen, um es vorwegzunehmen.

Wie schon gesagt: Die utopischen Ideale leiten sich nicht aus theoretischen Überlegungen ab, sie existieren schon in Teilen als Ethik und gelebte Alternative. Das ist auch gut so, denn die Kritik an den herrschenden Verhältnissen muss einhergehen mit Belegen, dass es anders geht, dass die Idee einer solidarischen Welt jenseits von ökonomischer Ausbeutung und Zerstörung nicht auf eine nur imaginierte Zukunft (auf einer womöglich abgeschiedenen Insel) verweist, sondern schon heute im Alltag und im Handeln der Menschen konkret aufscheint. Nur unter Maßgabe dieses Nachweises verwandelt sich die Forderung nach einer menschenwürdigen Welt aus einer abstrakten in eine konkrete Utopie.

Womit wir bei der Praxis wären. Denn das Streben nach Utopie ist eine handfeste Angelegenheit. Am Anfang steht die Frage, wie Veränderung überhaupt gelingt. Adorno war pessimistisch, dass angesichts



der kulturindustriellen und sozialtechnischen Beherrschung des modernen Menschen »eine Praxis, auf die es ankäme« noch möglich sei. Seine Konsequenz, dass allein noch im Denken und in der Kunst die Möglichkeit eines freien und widerständigen Handelns gegeben sei, trifft allerdings nicht zu (es gehört übrigens zum utopischen Denken, die großen alten Männer auf ihrem kanonischen Sockel ein wenig zu kitzeln). Als ich in den letzten beiden Jahren eine Vielzahl von Rechercheisen in Ländern und Regionen unternommen habe, die von Katastrophen unterschiedlichster Art heimgesucht worden sind (für das mit Thomas Gebauer verfasste Buch *Hilfe? Hilfe!*) fiel mir auf, dass just in Momenten der Katastrophe an der grundsätzlichen Möglichkeit einer Befreiung aus Zerstörung, Not und Unmündigkeit nicht nur geglaubt, sondern diese Befreiung konkret ausbuchstabiert und wenn möglich umgesetzt wird. Krise als utopische Chance. Oder: Ein Paradies, das in der Hölle entsteht.

Ist das Utopische wirklich diskreditiert, oder ist es vielmehr ins Private abgeschoben, wo eine wachsende Zahl von Selbstoptimierern von Herausforderung zu Herausforderung hastet? Der Einzelne soll sich vervollkommen, soll das Optimum aus sich herausholen, ein durch und durch utopisches Moment. Bis hin zu der radikalsten aller Utopien, die Überwindung des Todes durch Kryostase (einfrieren und warten, bis die Zukunft einen von den Eistoten auferweckt). Jeder Mensch soll flexibel und dynamisch auf Belastungen und Zumutungen reagieren, nicht aber die Gesellschaft. Das ist die Krux unserer Epoche. Der Ego-Wahn hat das Individuum in ein Labor der selbstexperimentellen Adaption – neudeutsch: Resilienz – verwandelt. Eher können wir uns vorstellen, den Menschen in einen Cyborg zu verwandeln oder durch Roboter und AI zu ersetzen, als die momentanen Rahmenbedingungen des Wirtschaftens in Frage zu stellen. Die Verbindung zwischen Selbstverbesserung und gesellschaftlicher Veränderung ist gekappt.

Die gegenläufige Entwicklung durchlief Mahatma Gandhi. Gandhi hat gesellschaftliche und individuelle Transformation stets zusammengedacht. Widerstand gegen Ungerechtigkeiten, gespeist aus spiritueller Hingabe und dem Geist der Gewaltlosigkeit, ist ein Experiment, bei dem utopische Ideale auf existierende gesellschaftliche Normen prallen, wobei beide auf den Prüfstein gestellt werden, so dass ihre jeweiligen Schwächen offenbar werden. Dieser Prozess führt zur Veränderung, in der Gesellschaft wie auch im Individuum, dessen Ideale sich unter Umständen als tönern, dessen Überzeugungen sich als zu schwach herausstellen. Gandhis gesamtes Leben bestand aus einer Reihe solcher Experimente, wie schon der Untertitel seiner Autobiografie klarmacht: *Meine Experimente mit der Wahrheit*. Wer wird Gandhis tiefe Überzeugung bezweifeln, dass das Streben nach einem unerreichbaren Ideal uns zu besseren Menschen macht?

Die Flaute visionären Denkens kann nur vorübergehend sein. Es gibt Anzeichen (Publikationen, Konferenzen, Projekte wie der utopische raum), dass utopisches Denken eine Renaissance erfährt. In Zeiten, in denen der Überwachungskapitalismus, die oligarchischen Strukturen und die destruktiven Finanzmärkte Gegenentwürfe geradezu provozieren, wird der utopische Wind weiter aufbrausen und uns helfen, die entscheidenden Fragen entschieden zu stellen.

Ein Beispiel: Ist Demokratie mit Vermögenskonzentration vereinbar? Geld ist Macht, sagt der Volksmund seit Jahrhunderten, so als habe er geahnt, dass keines der Regulativen der parlamentarischen

Demokratie eine exzessive Konzentration des Vermögens in den Händen einer kleinen Elite verhindern kann. Materielle Ungleichheit bedingt politische Ungleichheit. Dagegen kann man eben nichts machen, denkt sich der Pessimist (also einer, dem es an Phantasie mangelt), die vielzitierte Schere klafft nicht nur immer weiter auf, sie schnippelt eifrig am Mittelstand, bis von diesem nicht mehr übrig geblieben sein wird als eine verängstigte Schicht zwischen Stigmatisierten und Selbstoptimierten. Die Utopie fragt: Wieso muss es extremen Reichtum überhaupt geben? Und, ist nicht Reichtum das Gegenteil von Wohlstand, verstanden als richtiges Leben, als besseres Leben?

Es gibt Gründe genug, optimistisch zu sein. Trotz eines Systems, das Eigennutz und Gier belohnt, erleben wir täglich solidarisches Handeln, gegenseitige Hilfe, gemeinschaftliche Lösungen. Diese kleinen und großen Handreichungen tragen mehr zum Gleichgewicht in der Gesellschaft bei als das profitable Funktionieren all jener quantifizierbaren Prozesse, die allein dazu dienen, die Macht und den Reichtum einer zunehmend kleiner werdenden Schicht zu sichern.

»Die Welt wird nie gut, aber sie könnte besser werden«, hat Carl Zuckmayer einmal geschrieben, und leider nicht hinzugefügt, dass der Traum einer guten Welt die Grundlage für ihre Verbesserung bildet. Ohne Utopien droht uns die Hoffnungslosigkeit, und diese ist »die vorweggenommene Niederlage« (Karl Jaspers).

Und selbst wenn wenig Konkretes bei unseren Kopfreisen durch die vielen konkreten und weniger handfesten Utopien herauskommt, »ein Leben im Traumland macht glücklich«. So schrieb einst Gandhi und wie recht er hatte. Ein Leben im Traumland immunisiert gegen die grassierende Zukunftsangst. Ich kann es Ihnen nur ans Herz legen.

Ilija Trojanow (*1965), Romancier, Verfasser politischer Sachbücher und Übersetzer, lebt seit 2008 in Wien. Letzte Veröffentlichungen: *Der überflüssige Mensch* (2013), *Macht und Widerstand* (2015), *Meine Olympiade* (2016), *Nach der Flucht* (2017), *Hilfe? Hilfe! Wege aus der globalen Krise* (2018, mit Thomas Gebauer), *Gebrauchsanweisung fürs Reisen* (2018).

Lorenzo Marsili & Niccolò Milanese

Die Zivilgesellschaft ermächtigen

Auszug aus: Lorenzo Marsili, Niccolò Milanese,

Wir heimatlosen Weltbürger. Aus dem Englischen von

Yasemin Dinçer. © Lorenzo Marsili/Niccolò Milanese 2018.

© der deutschen Übersetzung Suhrkamp Verlag Berlin 2019.

Eine transnationale Partei, wie wir sie uns vorstellen, wäre ein neuer Typ von politischer Organisation, die den Bürgerinnen und Bürgern eine Stimme gibt und soziale Dynamiken verstärkt, anstatt lediglich Wählerstimmen und Sitze einzusammeln. Die meisten Parteien, die erfolgreich in politische Institutionen vordringen, werden rasch von ihren parlamentarischen Flügeln oder ihrem institutionellen Apparat dominiert. Wenn die transnationale Partei in das (oder die) Parlament(e) einzieht, sollte sie weiterhin der breiten transnationalen Bewegung außerhalb der Institutionen dienen, und nicht umgekehrt. Auch wenn keine Partei vor dieser Gefahr geübt ist, wäre eine transnationale Partei dagegen insofern strukturell besser geschützt, als es ihr nicht in erster Linie darum geht, in einem einzelnen Land an die Macht zu kommen oder eine einzelne Insti-



tution zu übernehmen, so dass es sich, aus der Perspektive der Partei insgesamt, immer nur um Teilerfolge handeln würde. Eine nationale Partei, die nationale Macht gewinnt, riskiert hingegen, von den nationalen Regierungsgeschäften vollkommen absorbiert zu werden.

Wir haben in diesem Buch immer wieder darauf hingewiesen, dass bereits ein lebendiges Ökosystem von Bürgerinnen und zivilgesellschaftlichen Organisationen existiert, die sich für ein neues System einsetzen – die »Überholspur der Bürger« haben wir das oben genannt. Doch diese teils (kurzlebigen) Bewegungen, Bürgerplattformen, NGOs und Aktivistengruppen verfügen – jenseits ihrer spezifischen Themenfelder – bislang über keine nennenswerte organisatorische Struktur oder politische Repräsentation. Und damit meinen wir nicht allein institutionelle Repräsentation, also den viel zitierten Stuhl am Tisch der Mächtigen. Was fehlt ist eine Organisation, die die Wirkkraft der verstreuten Initiativen für einen systemischen Wandel maximiert: indem sie beispielsweise Ressourcen verwaltet und verteilt (insbesondere von den Zentren an die Peripherie) oder gemeinsame Botschaften und Strategien formuliert, die alle auf das eine Ziel ausgerichtet sind, die Macht zu übernehmen, zu nutzen und zu reformieren. Zivilgesellschaftliche Energien dauerhaft zu managen und zu kanalisieren ist umso wichtiger, wenn man die Größe der Aufgabe bedenkt, die in nichts weniger besteht als im Aufbau von Akteuren und Verfahren, mit denen man grenzüberschreitende Politik machen kann. *More of the same* – effektivere zivilgesellschaftliche Aktionen mit besseren Strukturen und besserer Organisation – wird daher nicht reichen. Vielmehr gilt es, die Reichweite und Schlagkraft individueller Initiativen, aktivistischer Praktiken und zivilgesellschaftlicher Partizipation so zu fördern, dass eine transnationale Perspektive und ein transnationaler Handlungshorizont entstehen.

Um es deutlich zu sagen: Wir müssen den naiven Glauben an Schwärme und Multitudes überwinden, die Vorstellung also, die spontane Aktivierung der Bürgerinnen und Bürger reiche aus, um die Politik voranzubringen. Die Naivität dieser Position liegt in der Annahme, Lernprozesse, Koordinierung und die Verwaltung von Ressourcen würden auch ohne strukturierte Organisationen automatisch passieren. Solange Aktivistinnen und Aktivisten nicht über eine gemeinsame Organisation verfügen, bleibt außerdem unklar, wie sich ihre individuellen Aktionsstrategien zu denen der Bewegung insgesamt verhalten. Darüber nachzudenken, wie man selbst die Welt gerechter machen könnte, ist eine Sache; zu überlegen, was eine Organisation als Ganze tun sollte und welche Rolle man selbst dabei einnehmen kann, eine ganz andere. Und wo es eine Organisation gibt, entstehen notwendigerweise auch Hierarchien, etwa weil Leute mehr Verantwortung für bestimmte Aufgaben oder Anliegen übernehmen als andere. Statt so zu tun, als würden solche Hierarchien nicht existieren, sollten wir Organisationen demokratisch gestalten, damit Personen in verantwortlichen Positionen rechenschaftspflichtig sind und gegebenenfalls ausgetauscht werden können. Nur dann werden wir Parteien bekommen, die unabhängig von ihren Anführern sind und nicht Gefahrlaufen, sich in einen Personenkult zu verwandeln.

Eine Avantgarde wäre eine solche Partei nur in dem Sinn, dass sie ein Vehikel für die Transformation bereitstellen würde, nicht weil in ihr eine Handvoll »erleuchteter« Anführer den Ton angeben und ihre Anhänger ins Reich der Freiheit führen würde. Die Partei wäre schlicht ein Ort der Koordination und Kollaboration,

und ihr Hauptzweck bestünde darin, die zivilgesellschaftliche Energie zu vervielfachen, indem sie Verbindungen herstellt und aufrechterhält und dabei stets die Aufgabe im Auge behält, Macht aufzubauen, zu erobern und zu transformieren. Wie alle wissen, die schon einmal an kollektiven kreativen Prozessen beteiligt gewesen sind, ist die Zusammenarbeit in der Regel dann besonders produktiv, wenn es zwischen den Beteiligten eine gewisse Spannung gibt, wenn nicht alle dieselbe Herangehensweise haben, es aber gelingt, diese Spannung im Prozess selbst und in seinem Ergebnis erfolgreich zu kanalisieren. In unserer Vorstellung ist die transnationale Interdependenz-Partei ein Raum, in dem Akteure mit unterschiedlichen Hintergründen und Ansätzen, aber einer ähnlichen Vision einer wünschenswerten Welt in einem fruchtbaren Prozess zusammenkommen.

Niccolò Milanese (*1984), lebt als Dichter und Philosoph in Paris. Ausbildung in Cambridge, Siena und Paris. Mitbegründer der Organisation European Alternatives (mit Lorenzo Marsili), die sich für ein demokratischeres, gerechteres und kulturell offenes Europa einsetzt. Seit September 2019 Non-Resident Fellow am IWM. Zuletzt erschienen: *Wir heimatlosen Weltbürger* (2019, mit Lorenzo Marsili).

Samstag, 23.11.2019

Theater Odeon, 2., Taborstraße 10, 15.00 – 17.00 Uhr

Der utopische Raum I

Weltbürger & Grenzen

Niccolò Milanese und **Andreas Cassee**

Moderation: Ilija Trojanow

Marc Augé

Anthropologie als Humanismus

Auszug aus: Marc Augé: *Die Zukunft der Erdbewohner. Ein Manifest.*

Aus dem Französischen von Daniel Fastner © Marc Augé 2019.

© der deutschen Übersetzung MSB Matthes & Seitz Berlin 2019.

Für einen Anthropologen, der es gewohnt ist, seine Umgebung unter die Lupe zu nehmen, stellt sich die aktuelle Gegenwart als beschwerlich und spannend zugleich dar. Wir alle wohnen mit einer Art erregter und ängstlicher Faszination dem Schauspiel der Bevölkerungsbewegungen, der Gewalt und der politischen Krisen bei, die den Übergang zur globalen Ära markieren. Zur gleichen Zeit gewöhnen wir uns ungerührt daran, das Sonnensystem als nähere Umgebung wahrzunehmen und ernsthaft die Frage zu stellen, ob sich nicht ein Teil der Menschheit eines noch fernen Tages gezwungen sehen wird, dort Zuflucht zu suchen. Wir wagen noch nicht, uns alle demografischen und sozialen Folgen der Erderwärmung und des steigenden Meeresspiegels auszumalen.

Wir können uns diesen Fragen aus einem politischen Blickwinkel nähern, Verantwortlichkeiten und Gegenmaßnahmen suchen, uns beunruhigen, uns Fragen stellen, uns empören oder uns Sorgen machen. Doch wir müssen sehen, wo wir jetzt und heute stehen.

Eine der ersten Feststellungen war, dass die Situation des Kolonialismus und die »vorplanetare« Situation in mehreren Aspekten durchaus vergleichbar sind. Selbst wenn die Herrschaftsverhält-



nisse, die erstere kennzeichneten, nicht verschwunden sind, haben wir uns, komme, was da wolle, in dasselbe globale Abenteuer aufgemacht, dessen Konsequenzen wir täglichen zu spüren bekommen, ohne die Ursachen und Verantwortlichen unbedingt deutlich ausmachen zu können. Die ersten Kolonialisierten konnten diese Unsicherheit, die zu ambivalenten Urteilen führen kann, wie wir sie heute über die Globalisierung fällen: Ist sie gut oder schlecht? Wohin führt sie uns? Zu einer besseren Welt? Oder einer härteren und ungerechteren?

Das Verhältnis von Identität und Andersartigkeit ist für die Beziehungen zwischen Individuen und die Beziehungen zwischen kollektiven Einheiten gleichermaßen konstitutiv. Die drei Dimensionen des Menschen (Einzelner, Kultur, Gattung) erklären, dass man Psychologie und Soziologie nicht radikal voneinander trennen kann: Die Anthropologie hat daher einen umfassenden Anspruch, der sie im Besonderen relevant für eine Annäherung an die gegenwärtigen Situationen macht, in denen der individuelle und gesellschaftliche Kontext letzten Endes immer global ist.

Die Religionsfrage, die heute brandaktuell erscheint, fällt in den Kompetenzbereich der anthropologischen Analyse – insofern mit ihr nicht nur die Trennung zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit auf dem Spiel steht, sondern zugleich auf einer theoretischen Ebene der Status des reflexiven Denkens, des Verhältnisses zwischen Selbst und Selbst und zwischen Selbst und dem anderen.

Der Schwindel, der uns als menschliche Gattung angesichts der sich eröffnenden Perspektiven erfassen kann, wirft die Frage nach den Zwecken auf: Wofür leben wir? Das ist eine Frage, die jedem begegnet, eine entwaffnend einfache Frage, wie man sagt, doch wir dürfen nicht resignieren und die Waffen strecken. Die angewandte Anthropologie trifft sich wieder mit der allgemeinen Anthropologie, wenn sie die Bildungsfrage zum zentralen Anliegen macht, in dem alle durch die anthropologische Verfahrensweise aufgeworfenen Fragen zusammenlaufen: Wenn Ich ein anderer ist, ist der andere auch ein Ich. Nur eine verallgemeinerte Bildung kann allen diese doppelte Gleichung greifbar machen, indem sie alle Egozentrismen, Ethnozentrismen und alle Formen von Bekehrungseifer hinwegfegt.

Die Bildungsutopie wird ein Ideal bleiben – aber es ist zweifellos gut, dass so wenigstens eine Richtung verbindlich angezeigt wird und dass dieses Ideal, so utopisch es auch noch erscheinen mag, seinen Ort gefunden hat: den ganzen Planeten. Den Anthropologen von morgen, im Ausgang aus der Vorgeschichte, wird es darum gehen, die Kristallisationspunkte dieser Bildungsutopie in einer Wirklichkeit werdenden Weltgesellschaft zu identifizieren, ja sogar sie zu sichern.

Das Drama der gegenwärtigen Epoche, in dem zugleich ihre Hoffnung liegt, ist, dass sie von jetzt an die Menschheit mit der Notwendigkeit konfrontiert, die Utopie zu verwirklichen, wenn sie die doppelte Gefahr, die sie bedroht, abwenden will: die wachsende Ungleichheit zwischen den Individuen einerseits und eine allgemeine Auflösung im Medienuniversum andererseits – oder um es härter auszudrücken, die doppelte Bedrohung des Ausschlusses mancher und der Entfremdung aller. Die Verwirklichung der Utopie zeigt eine Richtung und impliziert eine Vorgehensweise.

Die Richtung ist klar, selbst wenn das Ziel sich noch in weiter Ferne befindet. Das zugleich kritische und zukunftsorientierte Vorgehen hingegen ist bereits jetzt schon alltäglich: Es kann dem

Begriff der Anwendung wieder Bedeutung zurückgeben oder – was mir hier mehr angezeigt scheint – dem Begriff des Engagements, der allein der Utopie Substanz verleihen kann. Die engagierte Anthropologie wird als Erstes zur Aufgabe haben, allen verständlich zu machen, dass die offensichtlichen Widersprüche überwunden werden können, wenn man sie auf die Spitze treibt. So wird das Respektieren der Unterschiede nicht an den Kulturgrenzen haltmachen können; denn jeder Einzelne hat das Recht auf Respekt für seine Andersartigkeit, sei sie durch Geschlecht oder Abstammung. Dieses Recht müsste noch deutlicher durch die Planetarisierung (*planétarisation*) hervortreten, die dem Begriff der Grenze, verstanden als Ort des Übergangs vom einen zum anderen, vom Ich zum Du, und umgekehrt, ihre wahre Bedeutung verleihen wird.

Der Anthropologie eine pädagogische Aufgabe, einen intellektuellen und moralischen Bildungsauftrag zuzuweisen, verlangt viel von ihr und lässt sie vielleicht den Bereich verlassen, der normalerweise einer Geistes- und Sozialwissenschaft zufällt. Doch die Gesellschaften, auf die sich das Interesse der Anthropologen richtet, befinden sich selbst in Bewegung, sie sind im Begriff, die Grenzen zu durchbrechen, die ihnen als geografische, geistige und moralische Orientierung und Begrenzung gedient haben. Darin liegt der tiefere Sinn dessen, was wir »Globalisierung« nennen. Diese Bewegung zu begleiten, indem wir alle und insbesondere diejenigen, die in dieser neuen Welt geboren sind, aufwachsen und groß werden, daran erinnern, was die symbolischen Grundlagen der menschlichen, auf irreduzible Weise zugleich individuellen und sozialen Existenz sind, scheint mir heute und weit in die Zukunft hinein eine entscheidende Aufgabe.

Ist die Anthropologie also, um Sartre noch einmal aufzugreifen, ein Humanismus? Ja, weil sie sich bemüht, die Übereinstimmung der von den verschiedenen Kulturen der Welt gestellten Fragen zu betonen, ohne sich von ihren jeweiligen Antworten zu entfremden; weil sie die Spannung zwischen den Zwängen des sozialen Sinns und dem Anspruch individueller Freiheit deutlich macht; weil sie die Grenzen zwischen Kulturen und die Grenzen zwischen Individuen als Schwellen und nicht als Barrieren auffasst; weil sie ihrer doppelten Berufung als in der Weltgeschichte engagierte theoretische und angewandte Disziplin folgt, ist die Anthropologie ein Humanismus. Aus all diesen Gründen darf man glauben, dass sie der Menschheit helfen können wird, die Gesellschaft der Erdbewohner, deren Möglichkeit wir heute hinter den Krämpfen einer schwierigen Geburt erblicken, auf die Welt zu bringen, zu verstehen und Wirklichkeit werden zu lassen.

Marc Augé (*1935), französischer Ethnologe und Anthropologe, war Präsident der EHESS (Universität für Sozialwissenschaften) in Paris, veröffentlichte zahlreiche Bücher und Essays. Bekannt wurde Augé 1992 durch seine Theorie der Nicht-Orte, jene anonymen, gesichtslosen Orte, die das heutige urbane Leben bestimmen. Letzte Veröffentlichungen: *Lob des Fahrrads* (2015), *Das Pariser Bistro. Eine Liebeserklärung* (2016), *Das Glück des Augenblicks. Liebeserklärung an den Moment* (2019) und *Die Zukunft der Erdbewohner. Ein Manifest* (2019).

Sonntag, 24.11.2019

Theater Odeon, 2., Taborstraße 10, 18.00 Uhr

Marc Augé

Die Zukunft der Erdbewohner

Moderation: Thomas Macho



WIEN MODERN 32

WACHSTUM

28 OKT
BIS 30 NOV
2019

WWW.WIENMODERN.AT

MAKING IT POSSIBLE
 Stadt Wien
 Bundeskanzleramt

PRINCIPAL SPONSOR
 kapsch

SPONSOR
 ERSTE
 MIT HELFUNG VON DER DISTRIKTION KON
 ART MENTOR FOUNDATION LUCERNE
 Ernst von Sdovos
 musikstiftung

EKE acm

Oliver Scheiber

Sozialdemokratie: Letzter Aufruf!

Der Weg zur
Auferstehung/
Tod
Der Weg in den

10 Vorschläge

Für die Sozialdemokratie ist es 5 nach 12. Der protzige Lebensstil, die teuren Accessoires, das Bevorzugen von Privatschulen für die eigenen Kinder hat einen Zusammenhang mit Korruption und Niedergang der Linken. Als schon der Abstieg begann, breitete sich die Herrschaft der sozialdemokratischen Funktionär*innen immer noch weiter aus. Wo die Parteien dringend neue Ideen und Köpfe benötigten, wurden Quereinsteiger*innen verhindert. Es wurde ja auch immer enger, denn mit jeder Wahl gingen Mandate, Parteiengelder und Arbeitsplätze verloren. Die SPÖ hat sich Karrierist*innen ausgeliefert. In den letzten zwanzig Jahren sind hunderte Mitarbeiter*innen und Berater*innen durch Ministerkabinette und Parteibüros gewandert – allen von ihnen geht es heute gut, der SPÖ aber schlecht wie nie.

Die Sozialdemokratie, die Linke insgesamt, muss sich politisch völlig neu aufstellen, Glaubwürdigkeit zurückgewinnen und kraftvoll agieren. Es ist Zeit endlich wieder mit Feuer für die großen Ideen der Gleichheit, der Geschwisterlichkeit und der Gerechtigkeit zu kämpfen.

11 · 18 cm | Klappenbroschur | 98 Seiten | € 8
ISBN 978-903290-16-7

Erhältlich im gut sortierten Buchhandel

Gesamtes Programm auf: bahoebooks.net



Literatur im Herbst

22.–24. 11. 2019

Der utopische Raum

Freitag, 22.11.2019

Theater Odeon
2., Taborstraße 1019.00 Uhr
Begrüßung
Walter Famlar
Generalsekretär Alte Schmiede
Kunstverein WienEröffnung
Veronica Kaup-Hasler
Stadträtin für Kultur und WissenschaftEröffnungsvortrag
Mary Kaldor
*European Utopias from Below*20.00 Uhr
Eröffnungsgespräch
Mary Kaldor und **Shalini Randeria**

Samstag, 23.11.2019

Theater Odeon
2., Taborstraße 1015.00–17.00 Uhr
*Der utopische Raum I –
Weltbürger & Grenzen***Niccolò Milanese**
Heimatlose Weltbürger
Andreas Cassee
*Globale Bewegungsfreiheit*Moderation: **Ilija Trojanow**18.00–19.30 Uhr
*Utopien in der Realpolitik?***Birgit Hebein, Mireille Ngosso,
Daniela Platsch**Moderation: **Oliver Scheiber**20.00–22.00 Uhr
Den Sorte Skole
Konzert & Diskussion über utopische KlängeModeration: **Jean Trouillet** und
Ilija Trojanow

Sonntag, 24.11.2019

Alte Schmiede
1., Schönlaterngasse 911.00–12.30 Uhr
Werkstattgespräch (in englischer Sprache)*Transnationalismus oder Barbarei /
Transnationalism or Barbarism***Holly Case, Niccolò Milanese, Jyoti
Mistry** im Gespräch mit **Ivan Vejvoda**Ab 16.00 Uhr
Theater Odeon
2., Taborstraße 1016.00–17.30 Uhr
*Der utopische Raum II –
Menschen & Rechte***Alexandra Strickner**
*Mensch vor Investition***Harald Welzer**
*Es wird alles gut*Moderation: **Ulrich Brand**18.00 Uhr
Marc Augé
*Die Zukunft der Erdbewohner*Moderation: **Thomas Macho**19.00–21.30 Uhr
*Alle Wege führen nach Utopia*Gespräch zwischen **Ulrich Brand, Walter
Famlar, Thomas Macho, Alexandra
Strickner** und **Ilija Trojanow** über das
Projekt »Der utopische Raum«

Montag, 25.11.2019

Schauspielhaus
9., Porzellangasse 1920.00 Uhr
DEBATTENSCHMIEDE*Der utopische Raum:
Architektur des Roten Wien***Werner Michael Schwarz**
im Gespräch mit **Dieter Sperl**Moderation: **Walter Famlar**